

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee

Hoefer, Edmund

Stuttgart, [circa 1881]

Elbing und das frische Haff

[urn:nbn:de:bsz:31-4556](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-4556)

Elbing und das Frische Haff.

Die Geographen haben das deutsche Weichseldelta oft mit dem ägyptischen Nildelta verglichen wegen der eigenthümlichen Gabelung des Hauptstromes. Trifft dieser Vergleich zu, so entspricht Danzig der westlichen Nilstadt



Gasse in Elbing.

Alexandrien, Elbing aber der Oststadt Damiette. Dort fließt der Hauptarm der Weichsel vorbei, um in der Ostsee zu münden, hier nähert sich der östliche Arm, die Rogat, der Höhe, um im Frischen Haff unterzutauchen und später durch das Tief von Pillau gleichfalls das Meer zu erreichen. Allerdings liegt Elbing nicht an der Rogat selbst, sondern an dem gleichnamigen Flusse, dem die Rogat, — wie der angelsächsische Reisende Wulfstan es schon vor tausend Jahren ausdrückte — „den Namen genommen“. Der Geograph ignorirt indessen mit Recht solche neben-sächliche Dinge und erklärt Elbing als die eigentliche Rogatstadt. In der That hat es auch eine Zeit gegeben, wo die Rogat weiter östlich durch den Draußen-See floß und mit dem Elbingflusse, — dem Ufing Wulfstans — zusammenfiel; damals mag auch schon das altpreussische Truso an den Ufern des Draußen-Sees gelegen haben; von einem Orte, oder gar von einer Stadt Elbing verlautet aber noch nichts.

Der Fremde, der sich Elbing nähert, erblickt von der Stadt, wenn er mit der Eisenbahn kommt, kaum mehr als ein paar hohe Kirchendächer und einige spitze winzige Thürmchen, eigentlich nur Dachreiter; denn Elbing ist fast thurmlos zu nennen, recht im Gegensatz zu dem vielgethürmten Danzig. Klettert man auf den Dachreiter der Marienkirche (denn ein Steigen ist es kaum noch zu nennen), so schweift der Blick über die breit hingelagerte Stadt mit ihren rothen Dächern und umfaßt außer der Höhe und der Niederung die Dünen der Frischen Nehrung im Norden, über welche der scharfe Seewind weht. Um so stiller und traulicher ist es in den engen, fast mittelalterlichen Straßen, wo die Häuser nicht einförmig

neben einander stehen wie ebenso viele Soldaten, sondern jedes gleichsam eine Persönlichkeit darstellt, manches einen Charakter, ja einen Sonderling. Nur noch wenige Städte in Deutschland haben ihre ursprüngliche Physiognomie so erhalten wie Elbing. Hier tritt nicht, wie in unsern modernen Straßen, der öffentliche Verkehr in unmittelbare Nähe des abwehrenden Hauses; der sogenannte Beischlag, unter welchem sich der Kellereingang befindet, trennt, wie wir dies



Elbing: Alter Markt.

auch schon zu Danzig sahen, das Haus von der Straße. Eine breite Steintreppe führt hinauf, aber ein schweres eisernes Geländer mit großen Messingkugeln betont stark die private Sphäre. Eichene Türen mit gewaltigen Beschlägen und kolossalen Klopfern wehren dem Eintritt. Ueber der Thüre erblickt man oft ein in Stein gehauenes Relief und liest man einen frommen Spruch. Die große Halle unten dient dem geschäftlichen Verkehr. Eine eichene geschnitzte Treppe führt zu freundlichen Wohnräumen, deren Fenster mit ihren Spiegelscheiben wie helle Augen leuchten. Weiter oben gibt es nur noch Schüttungen, Borrathsräume und Böden, mit schwarzen, fensterlosen Läden, die uns förmlich gespensterhaft anblicken. Zuletzt steigt spitz der Giebel auf, einige gekrönt von einem „Morgenstern“ oder einer Figur, andere in einen architektonischen Schnörkel auslaufend.

So ist noch jetzt fast in allen alten Straßen, namentlich in der Heiligengeistgasse, das alte Elbinger Haus zu schauen und bietet eine Reihe der interessantesten Bilder dar. Wohl ist es oft ausgebaut, die Schüttungen sind in Wohnungen verwandelt, statt einer Familie bewohnen mehrere die einzelnen Stagen; aber im Großen und Ganzen ist Elbing noch immer die Stadt der alten Häuser. Oft stehen Linden mit breiten Kronen vor ihnen und gewähren



Blick über die Elbinger Niederung vom Thumberge.

erwünschten Schatten. Die Leute sitzen noch gern auf den Beischlägen, zuweilen in einer Laube von wildem Wein, der in dem Graben zwischen Beischlag und Straße wurzelt. Gewerbetreibende stellen und hängen hier ihre Waaren aus, die Fleischer ganze Thierkadaver, die Tischler Särge in allen Größen.

Elbing hat aber nicht bloß seine Altstadt, den alten Markt mit dem prachtvollen Renaissancebau der St. Georgs-Brüderschaft, es besitzt auch in dem Friedrich-Wilhelmsplatz und in der Neustadt, durch welche man den abgelegenen Bahnhof mit seinem Lindenpark erreicht, eine Reihe schöner breiter Straßen und Plätze. Oft stehen die einzelnen Häuser hier noch allein, durch Gärten von einander getrennt, in denen die Rosen den ganzen Sommer hindurch blühen. Den Fremden wird es aber doch vorzugsweise nach jenen alten Straßen ziehen, die wie ein uns erhaltenes Pompeji Jahrhunderte vor uns aufrollen. Wandert man am Ufer des Elbing neben der Hohen und Legen (niedrigen) Brücke, so zeigt uns die Fülle der Blumen, des Gemüses, der Früchte und der Fische, aus welchem Boden die Stadt ihre Nahrung zieht. Land und Wasser versorgen sie wetteifernd. Der fette „Schlid“ der Niederung begünstigt den Bau des Gemüses, die sonnige Lage der Höhe die Obstkultur. Die einzelnen Ranken der Zuckerrübe erlangen hier die unerhörte Länge von fast sechs Metern; die Obstbäume brechen unter ihrer Last und versorgen das schon obstarbende Königsberg, an dessen Pregelkais die „Elbinger Kähne“ eine erwünschte Erscheinung sind. Das Klima ist in diesem „Montpellier Ostpreußens“ ein so günstiges, daß es oft hier schon grün ist, während sonst noch der Winter herrscht. Eine gleichzeitige Frühzeitigkeit und Rührigkeit wird den Geistern nachgerühmt. Elbing ist die Heimat des Liberalismus, und das geflügelte Wort vom „beschränkten Unterthanenverstande“ hat hier seinen Ursprung. Darum treibt es auch den Elbinger täglich hinaus in seine freie große Natur, zu dem tiefen Waldthale bei Vogel-
fang, nach dem tiefgelegenen Dambiken, auf den Thumberg (Domberg) mit weiter Umschau über die Niederung.

Der Stolz des Elbingers ist Kahlberg, sein Kahlberg, auf der Frischen Nehrung, denn er hat es entdeckt, er den fliegenden Sand der Dünen zum Stehen gebracht, Hunderte von Schiffsladungen fester Erde dorthin gebracht, um schließlich ein kleines Paradies zu schaffen, eine blühende Oase in der einsamsten Wüste. Das begann so vor etwa vierzig Jahren. Nun ist Kahlberg ein großer Badeort geworden und der Elbinger sieht sich fast verdrängt, mindestens bedroht von den Königsbergern, denen ihr samländischer Seestrand zu eng geworden ist. Dafür fährt der Elbinger, so oft er es vermag, zu seinem Kahlberg, wohin man mit den Dampfbooten täglich, oft mehrmals, in zwei Stunden gelangen kann. Auf einem solchen Dampfschiffe sieht es behaglich genug aus, nicht bloß weil die Gesellschaft sich kennt und eine Familie bildet, sondern auch weil die Leute alle wie Boten der Flora und Pomona aussehen. Kahlberg erzeugt nämlich nichts, außer etwa Fische und Mücken. Daß hier nichts zu holen, wissen am besten die Sperlinge, welche diesen undankbaren Ort fliehen. Die Reiher und Kormorans finden ihre Nahrung in den Wassern, die niedlichen, halbzahmen Rehe in dem Kiefernwalde, die Menschen aber sind auf Elbing angewiesen.



Die frische Ueherung bei Kahlberg.

Nun kommen zwar die Händlerinnen aus Elbing mit ihren großen Körben, aber auch jeder Passagier und wer nur irgend eine Beziehung zu Kahlberg hat, bringt seinen Korb, seine Blumen, seine Früchte mit. Die Frauen dort haben natürlich immer Eines oder das Andere vergessen, da muß der im Contor verbleibende Gemahl wohl das Fehlende Nachmittags mitbringen, die Töchter revidiren unterwegs den „Kober“ und finden, daß das Plätteisen soeben drei Eier zerbrochen hat. Das Merkwürdigste aber ist ein alter Postbote, der nun schon seit mehreren Jahrzehnten täglich den Weg macht und sich keine andere Verwendung wünscht.

Kein reizenderer Weg als von Elbing aus auf dem schönen Flusse zu fahren, den rechts die bis zweihundert Meter aufsteigende Höhe begrenzt. Ueber die Niederung zur Linken vermag der Blick nur selten zu schweifen, bald hindert denselben der Uferdamm, bald ein dichtes Weiden- und Rohrdickicht, aus welchem der Rohrperling seine leifenden Laute erschallen läßt. „Er schimpft wie ein Rohrperling“ ist eine hier vielgebrauchte Redensart.

Der Landschaftsmaler fände hier eine erstaunliche Ausbeute. Die Häuser, namentlich in dem Dorfe Bollwerk, sind in ihrer Art eben solche Persönlichkeiten wie die Häuser in Elbing. Die einen haben eine Art Vorbau, eine sogenannte „Laube“, andere stehen mit ihren Rohrdächern halb versteckt unter den Uferweiden; viele sind bunt angestrichen, oft mit den grellsten Farben neben einander. Aber alles geht, wie die Maler sagen, gut zusammen; weil nichts gemacht, sondern geworden, fällt auch nichts aus dem Bilde. Wer zu arm ist, um sein ganzes Haus anzustreichen, färbt wenigstens die Fensterladen und malt darauf ein paar Schnörkel oder Blumen. Auf den meisten Giebelspitzen nistet ein Storch, und um es ihm recht bequem zu machen, haben sie auf einem niedrigen Unterbau ein Rad hingelegt! Denn kein Storchnest auf dem Hause zu haben, gilt als eine Art Vorwurf. Jedes Haus hat einen Garten oder einen Vorraum nach dem Wasser hin, ohne Zaun oder Wehr. Hier spielen von früh auf die Kinder und lernen die Gefahr vermeiden. Große geflochtene Körbe hängen an Stangen, bald tief im Wasser, bald in freier Luft, die sogenannten „Fischheger“, in welchen die gefangenen Fische und Aale bis zum nächsten Markttag aufbewahrt werden. In dem gebaggerten Kanalflusse hat man vom Bollwerk bis zum Haff noch etwa vier Kilometer; vor etwa zweihundert Jahren endigte hier bereits die Flußschiffahrt. Der jetzige Bollwerkskrug, früher eine Kirche, bot den vom Haff kommenden Schiffen den ersten erwünschten Landschutz; in dem „Lootsenhause“ wohnten die Lootsen. Jetzt ist das Haff eine halbe Meile weit in dem Grade verlandet, daß die Schiffahrt nur noch durch unausgesetztes Baggern offen erhalten werden kann. Wir erblicken in der Ferne an verschiedenen Stellen des Haffes diese eigenthümlichen Dampferungeheuer, welche den schädlichen Boden herauschaffen, die einen mit einem Paternosterwerk, die andern mit gewaltigen Saugpumpen, näm-



Kahlberg.

lich eisernen Cylindern, in denen eine Schnecke gedreht wird. Die Ersteren schütten das herausgeholtte Material in zur Seite stehende Prahme, die Letzteren schleudern einen dicken schwarzkothigen Wasserstrahl über die Mole im Westen. Auch noch weiter im Haffe selbst muß stets eine „Rinne“ offen gehalten werden, in welcher die tiefer gehenden Schiffe segeln können, denn die Durchschnittstiefe beträgt hier selten mehr als zwei Meter. Diese Rinne ist durch kleine Bäume, sogenannte „Fusen“, bezeichnet, auf der Südseite mit Birken, auf der Kahlberger Seite mit Kiefern.

Immer gewaltiger steigt zur Rechten die Höhe auf mit den Thalschluchten von Steinort und Reimannsfelde, dann fesselt die Nehrung den Blick mit dem Kirchdorfe Pröbbernau-Schottland, welchem Langhaken, Schallmehl, Liep und Kahlberg folgt. Bis hierhin deckt ein einziger Kiefernwald die Dünen; dann geht derselbe in ein halb kultivirtes, halb wüstes Dünenterrain über, dessen fleckige Oberfläche an das Fell eines Raubthieres erinnert, bis weiter hinten der reine Dünensand aufleuchtet, wo das Leben todt und der Tod lebendig ist. Wie alle Nehrungsdörfer liegt auch Kahlberg nur auf der Haffseite im Schutze des Kiefernwaldes, den von der Seeseite her ewig der Sand zu verschütten droht. Mit großer Mühe hat man den Sandflug gegenwärtig zum Stehen gebracht, indem man die Höhen eingeebnet und die Flächen mit Strandpflanzen, namentlich mit Sandhalm (*ammophila arenaria*), Sandhaargras (*elymus arenarius*), Beifuß (*artemisia*), bepflanzt hat. Von eigenthümlicher Gestalt fällt dem Fremden die Stranddistel oder Seemannstreu (*eryngium maritimum*) mit den bläulichgrünen, schön gezackten Blättern auf. Von manchen der Dünenhügel blickt man über den Wald nach Süden zu der prächtigen, fast zweihundert Meter hohen, schildartigen Trunzer oder Elbinger Höhe, an deren Strande links das Städtchen Tokemitt liegt, weiter das buchenreiche Kadienen mit einer Kiejeneiche und einem verfallenden Bernhardinerkloster, das versteckte Panklau unterhalb seiner „heiligen Hallen“, alles zusammen einen Kiejenpark von unvergleichlicher Schönheit bildend. Von den Neherbergen oberhalb Kadienens schweift der Blick über unermeßliche Buchenwaldung zu dem hier zehn Kilometer breiten Haff, weiter über

die Nehrung, um erst in dem hoch aufsteigenden Meereshorizonte eine Grenze zu finden. Selbst die gepriesenen Küsten Rügens und Danzigs vermögen kaum mit dieser gewaltigen Schau von der zweihundert Meter hohen Waldkuppe zu wetteifern. Unten aber, in dem Garten von Kadienen, steht zwischen Orangenbäumen der Jupiter von Otricoli, die Juno Ludovisi und der Hermes. — Kehren wir von dieser Schau nach Kahlberg zurück, so finden wir vor dem „Belvedere“, dessen Thurm wir auf unserem Bilde erblicken, in einem der eigenthümlichen Dünenkessel die schwellende Blütenpracht einer italienischen Villa, die hohen Steinterrassen mit Orangenbäumen besetzt, an den schönsten Punkten Nachbildungen der Venus von Medici und des Apollino. Man denkt unwillkürlich an das sagenhafte, von einer warmen Quelle bewässerte Thal mitten im grön-

ländischen Gletschereise. Dumpfes Rauichen der See lockt den Brettersteig über die Düne zu wandern. Folgt man dem Fußwege längs der Nehrung, so gelangt man an verschiedenen hübschen Villen und an heidelbeer-erfüllten Dünenkesseln vorbei, von vierundzwanzig Tafeln zurechtgewiesen, endlich an den achtundzwanzig Meter hohen Bloksberg, an dessen Fuß allerlei Hexen und Hexchen im Moose oder in Hängebatten ruhen. Oben bietet ein hölzernes Gerüst einen unbefchränkten Blick über die ganze Nehrung bis Danzig im Westen, bis Pillau im Norden. Im Osten hat man das



DOMNVS NICOLAVS COPERNICVS, SACERDOS, CANONICVS
REGVLARIS, ASTRONOMORVM KORYPHÆVS.
*Ex Athenis Prototypo Eodemi Reinholdi, COPERNICVS Inuenit Terram, Lunam que Liberos,
Sideres Mōiōrat Pūgas, Astrūsa que Pūdit, Fūit hūc Lūmānūm Cūmāhūc Mōnōrūm Exūdit.*

Haff mit seinem hohen Südufer, im Westen die endlose Fläche der See. Zu unsern Füßen breitet sich aber ein einziges Waldmeer aus.

Sa, es ist schön hier, aber der Flügelschlag der Geschichte, das Wehen des Genius klingt nicht aus dem Rauichen der Wellen und der Wipfel. Hinüber über das Haff müssen wir, nach dem weltverlassenen Städtchen Frauenburg, um den Spuren des Mannes zu folgen, dem die Welt die größte wissenschaftliche Entdeckung verdankt. Keine That hat je die Menschheit geistiger Freiheit näher geführt, als die einfache Lehre des Kopernikus.

Imposant erhebt sich der Dom, umgeben von den „Curien“, in deren einer der große Mann als Domherr gelebt hat, auf dem Berge, an dessen Fuß das Haff sich schmiegt. Nach Art aller öffentlichen Bauten aus der Ordenszeit ist dieser Dom Burg, Kirche und Kloster zu gleicher Zeit. Seine hohen Thore fordern zum Eintritt auf, aber eine feste Ringmauer mit Thürmen wehrt den Unberufenen ab. Im Norden des Domberges liegt das kleine aber saubere Städtchen mit seinen Häusern, vor denen meist Bäume stehen, mit seinen Treppen und Balkonen, darauf die Menschen so gerne sitzen. Man hört kein lautes Wort, selten einen Wagen; man glaubt sich in der Landstadt aus Hermann und Dorothea. Im Westen, am Fuße des Domberges, befindet sich die kleine evangelische Kirche und eine große Mühle mit dem dicken, horizontal abgesechnittenen Thurme, welcher in unserem Bilde sich rechts vom Dome befindet. Nach der Sage hat Kopernikus sowohl die Wasserleitung angelegt, welche von dem Flüsschen Baude ausgeht und die Mühlenwerke treibt, als auch diesen „Kunstthurm“ erbaut und die „Kunst“ eingerichtet, durch welche einst die Wasser gehoben und dem Brunnen auf dem Domberge zugeführt wurden. In der That ist beides ein Märchen. Die Wasserleitung bestand schon lange vor Kopernikus und der Kunstthurm mit seiner Kunst ist erst nach Kopernikus Tode, im Jahre 1571 errichtet worden. Freilich verkündet eine Inschrift von zwei



Frauenburg. Von Gustav Schönlher.



Braunsberg. An der Passarge.

lateinischen Distichen auf einer an dem Thurm angebrachten Steintafel den großen Astronomen als den Autor des Werkes, aber auch diese Tafel stammt, nach den eingehenden Untersuchungen Prowe's, erst aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Wie bei so vielen großen Männern besitzen wir auch vom Leben des Kopernikus nur die dürftigsten Nachrichten. Daß er im Jahre 1473 zu Thorn geboren ist, wohin einst sein Großvater Kopernik aus Krakau emigriert war, steht ebenso fest wie sein Todesjahr (1543). Aber der Tag seiner Geburt ist ganz unsicher und der seines Todes (24. Mai) nicht unangefochten geblieben. So schnell verwischte sich die Erinnerung an den großen Mann, daß sich lange Zeit die Ansicht hat Geltung verschaffen können, er sei nicht in Frauenburg, sondern in Thorn verstorben, obwohl der zuverlässige Gassendi ausdrücklich schreibt, Kopernikus sei in der ermländischen Kathedrale, das ist die Frauenburg, begraben worden. Noch unsicherer ist die Stelle, an welcher er seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Das Domkapitel ließ, wahrscheinlich 1735, ein Epitaphium errichten und in der Nähe des nordöstlichen Gethürms im Chore des Doms anbringen. Hier ist Kopernikus aber nicht begraben, vielmehr befand sich sein Grab am entgegengesetzten Ende des Domes auf der sogenannten Epistelseite neben dem Bartholomäus-Altar, an welchem er speziell fungierte. Die Curia Copernicana, auch turris oder turricula genannt, gegenwärtig neu ausgebaut, befand sich dagegen unzweifelhaft an der Nordwestecke der oblongen Domeinschließung. Hier hat der große Mann von einer kleinen Galerie mit den allereinfachsten Instrumenten dreiunddreißig Jahre lang den Himmel beobachtet und sein großes Werk „über die Umdrehungen der Himmelskörper“ geschrieben. Hier ist er auch gestorben.

Hat der Fremde die herrlichen Hallen des Domes durchschritten, so wirft er auch gerne einen Blick auf die schöne Copie der „Sistina“ von Gerhard von Kugelgen, welche die Prinzessin von Hohenzollern, eine Nichte des einstigen Bischofs Joseph von Hohenzollern, dem Domkapitel geschenkt hat. Ebenso ist der Hauptaltar hoher Beachtung werth. Im Kapitelsaale befindet sich ein Portrait von Kopernikus, im Jahre 1677 durch den der ermländischen Prälatur

entfagenden Domdechanten Thomas von Kupniew Ujeyski hieher gestiftet. Wie Gassendi gleichfalls erzählt, hat Kopernikus auch die Malerei verstanden und sich selbst nach der Natur gemalt. Wo sich dieses Bild befindet, weiß man nicht. Vielleicht ist es das in den Uffizien zu Florenz befindliche, welches von dem Frauenberger nicht unwesentlich abweicht, oder das im Straßburger Münster, das sich als seine „vera effigies ex ipsius autographo depicta“ ankündigt. Der Fremde, der nach Frauenburg kommt, erblickt das erste Portrait des Kopernikus gewöhnlich in dem Gasthose „Zum Kopernikus“, in welchem eine lange Klingelschnur von Bernsteinkorallen mit interessanten Einschlüssen von Käfern, Ameisen u. vielleicht noch interessanter ist. Aber das ewig Schöne bleibt doch in Frauenburg der Blick von dem Domberge, über das Städtchen unten, auf das Haff und die Dünen der Frischen Nehrung. An Wochentagen furchen oft Duzende von „Angelfähnen“ die weite blaue Fläche. Andere Schiffe liegen unten in dem kleinen, ganz von Weiden beschatteten Hafen, nehmen Holz ein und bringen es nach Pillau, von wo es in die weite Welt geht, zuweilen nach Aegypten, ja selbst nach Ostindien. Denn die Eisenbahnschwellen von ostpreussischem Kiefernholz sind dort hoch geschätzt.

Es ist eine kurze Fahrt von hier nach der viel größeren Stadt Braunsberg, welche einst sich eines großen Handelsverkehrs erfreute, jetzt aber, herabgekommen und gedrückt, einen fast wehmüthigen Eindruck macht. Imposant ragt noch immer die Pfarrkirche auf, aber die Straßen sind verödet. In dem sogenannten Steinhause befindet sich das Lyceum Hosianum, welches einst der Cardinal Stanislaus Hosius zur Abwehr gegen reformatorische Bestrebungen gründete. Auch das neue Gerichtsgebäude lockt den Blick, wenn man im Südwesten über den tiefen Stadtgraben schaut, den noch immer die alte mächtige Mauer mit ihren Thürmen begrenzt. Am schönsten aber ist ein Gang längs der Passarge zu der Kreuzkirche, wo der Fluß mit seinen großen Weidenbäumen sich um die alten Mauern schmiegt und der Blick zuletzt über ein weites Wiesenterrain schweift, das die Rune heißt.

Wer von Kahlberg nach Pillau mit dem Dampfboote fährt, erblickt auf der Ostseite des Haffs die hochgelegene alte Ordensburg Balga, ursprünglich Honeda genannt, eine Anlage des deutschen Ordens, doch auf den Wällen der gleichnamigen Preußenburg. Die Geschichte weiß von hartnäckigen Kämpfen des Ordens mit den alten Preußen, den Aisten Wulfstans, zu künden, diesen „Kindern Belials“, die von den Segnungen der Kultur und des Christenthums nichts wissen wollten. Mancher Ritter liegt noch in den tiefen Sümpfen, welche damals (Mitte des 13. Jahrhunderts) die inselartige Balga umgaben. Zuletzt siegte, wie überall, das Kreuz, und die altpreussischen Götter: der Donnerer Perkunas, der lichte segensbringende Potrimpos und der finstere Pikollas, stiegen in ihr Grab. Die Bewohner flüchteten in die nahe Sumpfniederung Wolitta und führten ein ärmliches, lichtscheues Dasein, sich nur von Fischen nährend, die sie sich räuchernd oder gar roh verzehrten. Jetzt sind sie alle wohlhabende Leute, ihre Sümpfe sind entwässert und sie bauen jene Riesenkohlköpfe, welche sie in ihren „Zachten“ auf den Markt bringen, sei's nach Königsberg oder dem näheren Pillau.

